

(Nachdruck verboten.)

32) Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweißel.

Die Greisin lachte bitter. „Freilich, mit dem Geschlecht fing's an; aber das ist bloß eines. Sie müssen alle ausgehachtet werden, die Sporen und die Glazen. Gott will es und er hat mich ausgeschiedt, seine Rache zu vollziehen. Verschlungen sollen sie werden von der Erde und gefressen von dem Feuer des Herrn, wie die Rote Korah.“ Ihre hagere Gestalt reckte sich in die Höhe, drohend ballte sich ihre knöchernen Faust, während ihre Augen fanatisch glühten. Ein Grauen überkam die Männer.

Zweites Kapitel.

Gegenüber der durch Karlstadt's Grabrede gesteigerten Aufregung der Bürgerschaft hatte der Innere Rath nicht gewagt, dem Interdikt des Bischofs Nachdruck zu geben, und der Kommenthur Christan und Dr. Deutschlin predigten unbehelligt weiter. Um so unzugänglicher waren Erasmus von Münster und Konrad Eberhard den Vorstellungen der schönen Gabriele geblieben. Die Anklage wider Zeisolf von Rosenberg, von dem Stadtschreiber Thomas Zweifel abgefaßt, war an das Reichs-Kammergericht abgehandelt. In ihrer Unruhe darüber entschloß sie sich, der Schwester Lamperta einen Besuch abzustatten. Vielleicht erfuhr sie von ihr, wie ihr Neffe über den Handel dachte; vielleicht konnte sie durch dieselbe auf ihn einwirken. Es war Samstag vor Mittfasten und Wochenmarkt in der Stadt, als sie ihren Voratz ausführte. Bei ihrem Gange über den Marktplatz wurde von den Weibern und Töchtern der Banern, die dort ihre ländlichen Erzeugnisse feilboten, manche Aeußerung, die keineswegs schmeichelhaft war, über ihren reichen Anzug und ihre stolzen Mienen ganz laut gethan. Sie achtete derselben nicht, bezog sie auch kaum auf sich. Denn wie sollten die sonst so demüthigen und unterthänigen Weiber es wagen, ihre Erscheinung zu bekritteln, ja zu verspotten?

Schwester Lamperta empfing den ehemaligen Klosterzögling in ihrer Zelle, wenn man ein helles, freundliches Zimmer, das aus zwei Fenstern auf den Garten schaute, so nennen will. Die nach dem damaligen Zeitgeschmack eleganten Möbel, die vielen Stidereien, Arbeiten und Geschenke ihrer Schülerinnen, die frommen Nippes auf zierlichen Wandbrettern, der von künstlichen weißen Rosen umkränzte schwärmerisch schöne Christuskopf über dem Bettschemel durften auch nicht gerade klösterlich genannt werden. Schwester Lamperta ruhte in einem hohen weichen Lehnstuhl, ein gestüttes Polster unter den Füßen, von den Anstrengungen ihrer frommen Pflichten aus. Sie empfing ihren Besuch mit einer sauer-süßen Miene, und streckte ihm die fette weiße Hand nachlässig herablassend zum Kusse hin. Ihr „süßes Kind“ war ersichtlich bei ihr in Ungnade gefallen. Allerdings war es ihres Neffen Schuld, daß ihr Plan, ihm den Reichtum Gabriele's zuzuwenden, gescheitert war; aber diese kam ihr gelegen, um ihren Verdruß darüber an ihr auszulassen.

Und nicht nur hierüber, sondern auch, daß sie des persönlichen Verkehrs mit ihrem Neffen beraubt war. Denn sein brutaler Jynismus war für ihr frommes Gemüth stets ein tödtlicher Vederbissen gewesen. Da der Rath die Gartenpforte nach dem Tauberthale hatte vermauern lassen, so konnte der Junker Zeisolf selbst nicht mehr heimlich das Kloster besuchen. Die fromme Frau ließ das alles durch ihren kühlen Ton und manch' eingestreute Bemerkung die schöne Gabriele entgelten. Eines war jedoch mächtiger in ihr als ihr heimlicher Verdruß: die Neugierde, von Gabriele selbst alles über die von ihrem Neffen beabsichtigte Entführung zu erfahren. Junker Zeisolf hatte ihr nichts darüber geschrieben, und der Matsch, der in das Kloster gedrungen war, nicht wie ein mit Gold beladener Esel in eine Festung, sondern durch weit geöffnete Pforten, befriedigte Schwester Lamperta nicht. Gabriele konnte ihr nicht ausführlich genug sein, und sie genoß mit allen Sinnen. Ganz nahe beugte sie sich zu dem

schönen Mädchen hin, das auf einem niedrigen Schemel vor ihr saß; ihre Augen, ihre Lippen schlürften mit ihren Ohren, und ihr weiß und rosig glänzendes Gesicht verklärte sich. Eine Entführung, welche Räscherei!

Die fromme Schwester lehnte sich in ihrem Polsterstuhl zurück und schloß die Augen. „Aber die Geschichte hat noch ein Nachspiel.“ störte Gabriele sie auf.

„Ach, Du meinst die Anklage? Ich habe davon gehört,“ antwortete die Nonne mit großer Seelenruhe.

„Ich habe bisher niemand davon erzählt, daß ich dem Junker zuvor hier begegnet bin,“ äußerte Gabriele und fuhr erregt fort: „Jetzt wird es an das Licht kommen und man wird Schlüsse daraus ziehen, die dem Kloster ebenso nachtheilig sein werden, wie meinem Kusse. Und ist es nicht schon schrecklich genug, daß mein Namen durch diesen Prozeß in aller Leute Mund kommt? Daß er alle Lästerungen wider mich in Bewegung setzt?“

„Rege Dich nicht unnöthig auf, Liebste,“ beschwichtigte sie Schwester Lamperta. „Man wird es gar nicht wagen, gegen ein Mitglied der reichsunmittelbaren Ritterschaft zu handeln.“

Die schöne Gabriele schnellte von ihrem Sitze auf. „Also durste der Junker es wagen, meine weibliche Ehre ungeahndet zu beschimpfen?“ rief sie zornig.

„Nicht doch, nicht doch!“ suchte die fromme Schwester sie zu beruhigen. „Wenn man eine Schönheit ist wie Du, mein süßes Kind, dann ist es wohl verzeihlich, daß ein Mann durch sie zu Thorheiten verführt wird. So heißes Blut Zeisolf auch haben mag, er ist ein Edelmann und wird Deine Ehre nicht bloßstellen. Er hat aus großer Leidenschaft für Dich gefehlt, und Du zürnst ihm darob natürlich. Er soll Dich um Verzeihung bitten. Laß mich nur machen.“

Während Schwester Lamperta ihre glatte Zunge brauchte, erwiesen sich die der Marktweiber voller Stacheln. Sie thaten Aeußerungen von einem Freimuth, die, wenn ein Mann sie so laut und offen ausgesprochen hätte, ihm sicher den Straßthurn erschlossen haben würden. Sie hänselten den Stadtdiener, der die Marktgroßen von ihnen einzog und sich schlagfertig durch Grobheit rächte. Sie riefen einander anzügliche Bemerkungen über die Patrizierfrauen zu, welche Einkäufe machen wollten, waren kurz angebunden und grob, und zwei ältere Bäuerinnen unterhielten sich laut darüber, welches von den Geschlechterhäusern am Markte sie sich künftig als Wohnung nehmen sollten. Ein Dämon schien mit dem ungewöhnlich frühen Lenz in die Weiber gefahren zu sein.

Räthe, die mit Butter und Eiern zu Markt gekommen war, kannte diesen Dämon gar wohl, hielt sich aber still an ihr Geschäft. Seit dem Tode Lautner's war eine Veränderung mit ihr vorgegangen. Ihre kirchrothen Lippen hatten einen herben Zug erhalten, den Kaspar Etzschlich vergebens wegzuscherzen versuchte, wann er nach Ohrenbach kam. Sein Humor brachte Räthe nicht zum Lachen, nicht einmal zu einem flüchtigen Lächeln. Wenn er das Gespräch auf Hans leiten wollte, bat sie ihn, davon still zu sein. Sie redete überhaupt nur das Nothwendige, selbst mit den Hausgenossen. Dagegen schaffte sie mit einer Raftlosigkeit, als wollte sie sich zu Tode arbeiten. Die geschlossene Ruhe ihres Wesens wurde nur einmal durchbrochen. Das geschah, als Simon nach seiner Rückkehr von Ballenberg ihr von der schwarzen Hofmännin erzählte. Ihr rundliches Gesicht wurde feuerroth, ihre rußbraunen Augen blühten und ihre breite Brust athmete, als ob es ihr an Luft gebräche.

Sie wurde ihre Vorräthe schneller los als sonst. Denn das Benehmen der meisten Verkäuferinnen trieb ihr die Kunden zu, die für ihr gutes Geld nicht Grobheiten oder Stachelreden mit in den Kauf nehmen wollten. Bevor sie die Stadt verließ, besuchte sie das Grab ihres Freundes. Noch stand sie mit Thränen an dem jungen Hügel, als das Knistern und Rascheln schwerer Gewänder sie den Kopf zu wenden veranlaßte. Die schöne Gabriele kam von ihrem Besuch in dem Dominikanerinnen-Kloster. Sie wollte an Räthe vorüberlaufen, ohne ihrer zu achten. Kamte sie doch auch die arme Dirne nicht. Diese vertrat ihr den Weg. „Du? Du kommst jußt recht,“ rief sie. „Schau her,

ist das dem Hans Lautner sein Grab, den Du erschlagen hast." Gabriele glaubte mit einer Irrsinnigen zu thun zu haben und versuchte ihr auszuweichen. Rätke jedoch ergriff sie am Arm und hielt sie so fest, daß sie sich nicht loszureißen vermochte. „Du bist eine Teufelin," rief Rätke mit heiligem Athem und funkelnden Augen. „Du hast ihn verhext, daß er nicht von Dir lassen konnte, ob er schon wollte.“

„Sei vernünftig," zwang sich Gabriele trotz ihres Schreckens zur Ruhe. „Lass mit Dir reden! Ich kenne Dich nicht und that Dir nichts. Wenn Du den Todten rächen willst, von dem ich nur weiß, daß er mir helfen wollte, so geh nach Hattenbergstedten. Der Junker Zeisold that's.“

„Weißt nichts weiter von ihm und hast doch sein Kränzlein getragen?" entgegnete Rätke heftig. „Du hast ihm als eine Nachtmahr das Herzblut ausgefogen. Was gilt Euch vornehmen und verbuhlten Weibern auch so ein armer Bub! Mir aber war er mein Alles, mein Höchstes, meine Seeligkeit; die hast Du mir gestohlen, zerbrochen, zertrreten. Knie nieder an seinem Grab und bitt ihn, daß er Dir vergiebt! Knie nieder, anders kommst Du nicht los.“ Gabriele zerrte mit aller Kraft, um ihren Arm aus Rätke's brauner Faust, die ihn wie in einem Schraubstock hielt, zu befreien. Es gelang nicht, und sie schrie laut um Hilfe. Rätke achtete dessen nicht. „Du willst nicht? Dann soll sein Grab Dein Herzblut trinken," rief sie wie außer sich und ihre Linke griff nach dem Messer, das in der Scheide an ihrem Gürtel hing.

Bei dieser Bewegung gelang es der schönen Gabriele, sich loszureißen und sie entfloß mit kreischendem Hilferuf. Rätke stürzte ihr mit gezücktem Messer nach. Schon waren jedoch Leute, welche ihren Weg über den Kirchhof nahmen oder auf der Gasse vorübergingen, aufmerksam geworden. Jetzt liefen sie herbei und es gelang ihnen, Rätke aufzuhalten, zu entwaffnen und zu überwältigen. Leicht wurde es ihnen nicht; denn es war kein eitles Rühmen von Rätke gewesen, daß sie es an Stärke mit den Buben wohl aufnehmen könnte. Während ihre schöne Feindin mit flatterndem Haar davon eilte, ohne sich umzusehen, wurde sie von den Menschen, die sich um sie gesammelt hatten, als ob sie plötzlich aus dem Boden gewachsen wären, nach dem Hause des Stadtrichters gezerrt.

(Fortsetzung folgt.)

Spaziergänge eines Naturfreundes.

Juli.

Am Fuße eines bewaldeten Hügel's lag ein kleiner seichter Wassertümpel. An der Kälte des Wassers, an der spärlichen Vegetation und an der Verandung des Grundes sah Herr Tanzmann, daß er sich an einer Quelle befand. Er freute sich, daß er hier eine solche interessante Naturerscheinung in unverfälschter Schönheit sehen konnte.

Es wundert mich, sagte er zu sich, daß dieses Stück Erde bisher dem schändlichen Treiben der Verschönerungsvereine entgangen ist, die sonst Quellen zum Hauptstümmelplage ihrer ruchlosen Künste ansehen. Es ist wirklich bejammernswerth, wie diese Vereine anderwärts die Wasserader bloßlegen, mit Steinen einmauern und das Wasser durch ein Rohr fließen lassen, wie beim Ausguss in einer Berliner Küche. Und er dachte weiter daran, wie sie am Ende des Rohres eine eiserne Schlange oder einen Hundelock anbringen, der das Wasser höchst geschmackvoll ausspeit. Daran befindet sich dann entweder ein verrosteter Weder, der angeleitet ist, damit er nicht davonläuft, oder ein armer Invalide wird dazu verdammt, an der Quelle Wache zu halten und gegen Trümpel den Naturtrank in Gläsern zu kredenzen wie in einer Seltnerwasserbude.

Kurzum, dieser Schmerz blieb Herrn Tanzmann hier erspart. Keine Ueberschrift, kein Gedicht verrieth hier, daß der Wassertümpel eine Quelle darstellte. Der Wanderer mußte sich daher Punkt für Punkt das Verständnis dieses kleinen Erdenflecks zu verschaffen suchen. Zunächst schritt er die Grenzen des Tümpels ab. Da stellte sich heraus, daß das Terrain weiter bergabwärts nah und sumpfig blieb, bergaufwärts dagegen slosß der Tümpel mit einer kleinen, etwa meterhohen Erdwand ab, an der der rohe frische Boden zu tage trat. Am Fuße dieser Wand bemerkte Herr Tanzmann an verschiedenen Stellen im Wasser kleine Strudel, offenbar drang hier die Flüssigkeit aus der Erde in mehreren Ufern hervor. Das herausfließende Wasser unterminirte den Boden, so daß dieser nachstürzte und die Erdwand bildete. Das Wasser breitete sich dann zunächst planlos aus, so daß es theils den Tümpel bildete, theils das umliegende Land versumpfte. Woher aber kam das Wasser überhaupt? Der ganze Hügel mit seinem Laub- und Nadelwald und seiner immerwährend dichten Bodendecke stellte ohne Zweifel ein großes Reservoir dar, in dem sich alle Feuchtigkeit der Luft, besonders der Regen sammelte, ohne den Berg hinabzuliegen. In einem alten Fuchsbau aber, dessen Eingang unter einem Haselbusche in der Nähe lag, konnte Herr Tanzmann beob-

achten, daß unter der vorwiegend sandigen Oberfläche des Waldbodens eine feste Thonschicht sich befand, die keinen Tropfen Wasser durchließ. Der Regen mußte also bei seinem Einsickern in den Boden schließlich über der Thonschicht Halt machen, die sich wahrscheinlich wie ein Sammelbeden unter der ganzen Fläche des bewaldeten Hügel's hinstreckte. Dieses Beden war nun jedenfalls nach der Seite, wo jetzt die Quelle lag, geneigt und trat hier mit seinem niedersten Rande an die Oberfläche. So fand denn alles Wasser, das der Waldboden des Berges aufnahm und das dann bis auf die Thonschicht niedersickerte, hier seinen Ausweg. Hier trat das Wasser zu tage, hier überschwemmte und versumpfte es den Boden, der einen niederen dunkelgrünen Graswuchs zeigte. Im Bereich des Sumpfbodens stand kein Baum und kein Strauch. Das kalte Wasser ließ ohne Zweifel das Aufkommen einer anspruchsvolleren Pflanzwelt nicht zu.

Herr Tanzmann schritt längs des sumpfigen Landstreifens hin bis zu der Stelle, wo sich das Wasser in einem kleinen Bache sammelte und nun schneller, traulich plätschernd, dahinflöß. Zunächst zog sich der Bach unter dem dichten grünen Dache von Buchen hin, die seine Ufer so beschatteten, daß keine Vegetation an ihnen aufkommen konnte. Späterhin, als der Bach durch Aufnahme der Waldesfeuchtigkeit mehr gewachsen und breiter geworden war, waren seine Ränder mit einem üppigen Grün bedeckt. Zwischen den spießförmigen Blättern der Wasserhewerlilie, den Rispen des Strohgrases und den mächtigen Blättern des Wasserampfers schauten die himmelblauen Blüten des Sumpfbergreueinichts und die weißen Quirltrauben des Froeschlösselkrautes hervor. Langfüßige Teichläufer hüpfen über das Wasser dahin und glänzend schwarze Taumeläfer spielten auf der Oberfläche ihr unermüdbliches, drehendes Spiel.

Der Bach verließ schließlich den Wald und zog sich nun in unzähligen Windungen durch die Fluren dahin. Sein Lauf war auf weite Entfernung hin durch ein dichtes Gebüsch gekennzeichnet, das seine Ufer einfaßte. Es waren besonders Erlen, die als kleine Bäume oder mächtige Sträucher dicht aus dem Rande des Baches hervorstiegen und sich gewissermaßen an ihn anklammerten, ihn begleiteten und festhielten, um von seinem Wasser mit immer durstiger Stehle zu trinken, und in seinem Schutze vor der Ausrottung durch die Holzart gesichert zu sein. Auch Weiden folgten dem Laufe des Baches, als kleines Gebüsch aber füllten der Kreuzdorn und der Faulbaum die Lücken aus, die Erlen und Weiden übrig ließen. In das Wasser hinein breiteten sich die dünnen braunen Äste des schwarzen Johannisbeerstrauches aus und die Ranken des Bitterjüß schlangen sich mit ihren violett und gelb gefärbten Blüten hoch in das Geäst der Erlen.

Herr Tanzmann konnte das fließende Wasser nur von Zeit zu Zeit sehen, obwohl er dicht am Bache entlang ging, denn Bäume und Sträucher waren so dicht von großblättrigem Hopfen umschlungen, daß der Bach streckenlang wie mit undurchdringlichen Wänden eingefast und von einer dichten Decke überhangen war. Wo er aber dicht an den Rand herantreten konnte, sei es, daß hier ein zu hoch gewordener Baum der Holzart anheimgelassen war, sei es, daß das Wasser selbst das Gebüsch weggespült hatte, da hatte er prächtige Durchblicke über das in einer Laubhalle dahinfließende Wasser. An diesen offenen Stellen hatte sich eine üppige Staudenvegetation entwickelt. Rothblühende Weidenruthen, blaue Veronika und lilafarbene Wassermünze bildeten im Verein mit weißen Doldenblüthern einen meterhohen dichten Uferaum.

So oft Herr Tanzmann an das Wasser herantret, schredte er einige Frösche auf, die im feuchten Grase sitzend Insekten aufsaugten. Sie füllten sich außerordentlich begalich, lagen auf ihrem biden Bauche und wenn sie eine Fliege gewahrten, sprangen sie auf und schnappten das Thierchen sehr geschickt im Sprunge weg. Alsdann lagen sie wieder ruhig auf dem Bauche und saßen mit ihren Glogaugen in die Welt. Wenn aber Herrn Tanzmanns Fuß nahe daran war, auf sie zu treten, belamen sie einen Schrecken, sprangen auf und plumpften, eine helle Flüssigkeit hinter sich spritzend, in das Wasser und Herr Tanzmann sah ihnen nach, wie sie mit ihren langen Beinen das Wasser durchschnitten und eilig davonschwammen.

Es war ein schöner, heiterer Tag. Das helle Sonnenlicht gab dem wolkenlosen blauen Himmel einen weißlich flimmernden Schein. Es war sehr heiß, aber das Ufergebüsch gewährte Herrn Tanzmann genügenden Schatten. Und obwohl über den Stoppelfeldern, auf dem die Roggenearben mandelweise aufgeschichtet standen, eine Siedehitze lagerte, so kühlte doch das Wasser und der üppige Pflanzenwuchs die Luft bedeutend ab. Herr Tanzmann folgte denn auch unverdrossen den unzähligen Windungen des Baches, dessen Ufer bisweilen sehr abschüssig waren und dessen Gebüsch so unregelmäßige Linien bildete, daß der Wanderer nur im Hidsak gehen konnte. Dazu stiezen von Zeit zu Zeit auch Kartoffelfelder an den Bach, und die bereits sehr hohen Pflanzen drängten sich so an das Ufergebüsch heran, daß Herr Tanzmann die Zweige des letzteren öfter zur Seite drängen mußte, um die Kartoffeln nicht zu zertrreten. Das Mühsüchte aber waren die stacheligen Ranken der Brombeeren, denen man vorsichtig ausweichen mußte, damit man nicht an ihnen hängen blieb und sich kleiden und Haut zerriß. Trotz dieser Schwierigkeiten blieb Herr Tanzmann guter Laune. Denn obwohl er über die Gebirge der Menschen leicht in Aufregung gerathen konnte und schnell und unbedacht ein böses Wort hinwarf, so konnte ihn die Natur nie außer Fassung bringen. Sie war für ihn die Meisterin, der er willig folgte, das Gesetz, dem er sich blind unterwarf.

Als Herr Tanzmann den vielen Windungen des Baches folgte, sah er, daß in dieser Bildung von Schlangenlinien ein gewisses System lag. Selbst wenn das Wasser zunächst in gerader Linie geflossen wäre, so hätte doch leicht ein in den Bach wachsender Erlebauch oder ein Stück eingestürzten Ufers sofort eine andere Strömung hervorgerufen. Das Wasser hätte einen Widerstand gefunden, wäre hier abgeprallt und zum entgegengesetzten Ufer hinüber gelenkt worden, von hier wiederum nach der anderen Seite und so fort. So wäre die Strömung dann in einer Zickzacklinie verlaufen. An allen den Punkten aber, wo das Wasser anstieß, mußte sich der Boden abbröckeln, hier riß das Wasser stetig Erdreich hinweg. An allen Stellen des Ufers hingegen, die von der Strömung nicht berührt wurden, mußte sich der losgerissene Boden, überhaupt alles Gestein ablagern. So war denn das Ufer an den Strömungsstellen steil, vom Wasser unterspült, während an den toten Mäandern sich Landzungen von slichem schwarzem Boden in den Bach hineinschoben. Und dieses Abnagen auf der einen und das Anschwemmen auf der anderen Seite trug nur dazu bei, die Richtung des Wasserstoßes stets zu verändern und die Windungen des Baches komplizierter zu machen.

So schlängelte sich der Bach durch die Fluren dahin. Bisweilen zog er sich auch an einem Felde gelbblühender Lupinen hin, von denen ein schwacher, süßer Geruch ausging. Zuweilen streifte er ein Haferfeld, dessen Rispen auch der Reife entgegengingen. Dabei nahm der Bach bald von rechts, bald von links einen kleinen Zufluß aus den Gräben der Fluren auf, die freilich jetzt, im Hochsommer, nicht viel Wasser zuführten. Im Frühling und Herbst mochte das anders sein, und Herr Tanzmann konnte an der Höhe der Bachrinne erkennen, daß der Wasserstand zuweilen bedeutend höher sein mußte. Erst späterhin gelangte der Wanderer an eine Stelle, wo die Ufer des Baches sehr flach waren, und wo sich das ganze Bachterrain zu einer langgestreckten feuchten Wiese ausdehnte. Die Wiese, die sich jetzt vom Graschnitt im Juni wieder erholt hatte und schon grün ansah, mochte zu Zeiten hohen Wasserstandes völlig überschwemmt sein und dann ein großes, breites Flußbett bilden. Die anliegenden Acker wurden dabei vom Wasser verschont, da sie sich in steiler Böschung einige Meter hoch über die Wiese erhoben. Der Bach selbst wurde immer breiter, er war wohl selbst vom besten Turner nicht mehr zu überpringen und Herr Tanzmann mußte, wenn er von einem Ufer zum anderen wollte, die primitiven Brücken der Landleute benutzen: zwei morsche Erlebstämme, die neben einander über den Bach gelegt waren.

So wanderte Herr Tanzmann noch lange an dem freundlichen Bache hin, bis dieser sich schließlich in einen Fluß ergoß. Noch eine Weile konnte man das frische Bachwasser in dem trübe dahinschleichenden Flusse sehen, dann vertheilte es sich und vereinte sich mit ihm. —

Curt Grotte w i k .

Kleines Feuilleton.

— Eine Wette. Dem Pariser Feuilletonisten Gustave Mirbeau erzählt einmal der Kapitän Deloncle, der die untergegangene „Boulogne“ führte, folgende Episode aus seinem Seemannsleben: „Seit drei Tagen hatten wir Havre verlassen; mit einem Mal bemerkte ich beim Machen der Runde, daß in den Kohlentammerräumen des Schiffes Feuer ist. Die Gefahr ist ernsthaft; doch beim ersten Blick stelle ich fest, daß man ihr beikommen kann. Man begiebt sich eifrig an die Arbeit. . . . Dabei fröstelte der Wind auf, und das Meer wurde stürmisch. Sie wissen, wie impressionabel die Passagiere sind. Bei dem kleinsten Unfall halten sie alles für verloren. Jeder allein ist muthig, sind sie zusammen regen sie sich gegenseitig auf. Ich habe immer bemerkt, daß die Furcht ansteckend ist. Seien Sie überzeugt, man wird ihren Wazill entdecken. Ich hatte der Mannschaft das tiefste Schweigen über den Fall anbefohlen, ich wollte jene wackeren Leute nicht beunruhigen. Und dann lerne ich sie, sie hätten die Ausföhrung der Befehle nur gehindert. Ich hatte übrigens Zeit genug, um sie zu warnen, wenn die Gefahr zu unmittelbar geworden wäre. Doch auf so kleinem Raum ist es unmöglich, ein Geheimniß längere Zeit zu bewahren. Sie glauben nicht, wie viel Schniiffler und Herumhörer in der Bevölkerung eines Badetbootes sich befinden. Eines Morgens höre ich von der Kommandobrücke aus ein Geschrei: „Feuer an Bord! Ist es nicht so?“ Ich veruche zu leugnen, aber endlich muß ich es zugeben. Ich erklärte den Fragern, daß es ganz ungefährlich sei, garnichts bedeute, sehr oft vorläme, nicht das Geringste zu befürchten! Und ich bat sie, ohne Furcht weiter zu essen, zu schlafen, Poket zu spielen. Es gab alle Nationen auf dem Saiffe: Franzosen, Italiener, Deutsche und vor allem Amerikaner. Ich habe eine gewisse Ueberzeugungskraft. Ich hatte keine Mühe, den Franzosen, Deutschen und Italienern beizubringen, daß sie ihre bisherige Existenz wieder aufnehmen könnten. Aber die Amerikaner! Unmöglich, sie aufzurichten. Sie werden weiß, grün, gelb, sie schreien und verzweifeln. Sie verlangen im offenen Meer ausgeschifft zu werden. Alle meine Versicherungen und Mahnungen helfen nichts. Ich fürchte, daß sie zum zweiten Mal die Panik unter die Reisenden tragen, und ich läche mich an, scharfe Maßregeln zu ergreifen. Da habe ich plötzlich einen grobartigen Einsall. „Hören Sie“, schrei' ich ihnen zu, „ich wette 20 000 Dollars, hören Sie, 20 000 Dollars, daß wir Dienstag früh gesund und heil

im Hafen von New-York eintreffen. Wer hält die Wette?“ Der Eindruck war plögl ich und zauberhaft. Die Gesichter erheiterten sich, das Vertrauen erwachte bei den Verzweifeltsten. Sie waren jetzt sicherer als ich selbst. Da ich soviel Dollars wettete, mußte ich meine Sache sicher sein. „Hip, hip, hurrah!“ Sie ließen mich hochleben. Das Leben auf dem Schiff nahm seinen gewohnten Lauf. Und am Dienstag, wie ich es unklugerweise versprochen, fuhrten wir in den Hafen von New-York ein.“ —

— Ein Idyll aus dem Schwarzwald. Aus Offen burg wird der „Frankf. Ptz.“ geschrieben: Wenn ich in den Schwarzwald ziehe, mit Stod und Ruckack, dann meide ich die großen geräuschvollen Kurpläze. Würziger Tamenduft und das Läuten weidender Heerden, das nerbenberühigende Rauschen des Wildbaches und die Orgelfunfonien des durch den Hochwald ziehenden Bergwindes, das alles sind Genüsse, die ohne Zugaben moderner Kultur zu kosten nur noch wenigen Schwarzwaldfahrern vergönnt ist. Auch dieses Jahr stieg ich wieder aufs Gerathewohl auf die Berge, und schon drei Tage lang war ich, abseits von den großen Straßen, gewandert, ohne zu finden, was ich wollte, nämlich ein stilles Dorf mit einem rechtsschaffenen Wirthshaus drinnen, das einem für zwei bis drei Wochen eine saubere kleine Stube und was sonst der Mensch braucht, wenn er nicht zu anspruchsvoll ist, bieten kann. Am Morgen des vierten Tages sah ich nach einem Marjch von Furtwangen her ein Dorf entzündend schön in der Thalachtung liegen. Ich stieg hinab und fand bei einer kleinen Brücke vor dem Dorf eine Warnungstafel mit folgendem Inhalt:

Die Brücke ist wegen vorzunemeter Reperatur (schadhafter Gedeckstöd ling) für Fuhrwerke nicht passierbar. Zu widerhadelte sind haßbar und fallen bei Unglücksfällen sich selbst anheim unterliegen außer dem einer Ordnung strafe.

Das Bürgermeisteramt.

Gü ten b a c h , i . N o v . 1896.

Die Warnungstafel muthete mich an. Ich sagte mir, daß in einem Dorf, wo bald zwei Jahre lang ein für schadhast befindener „Gedeckstöd ling“ eines 2 Meter langen Brückchens trotz der bürgermeisteramtlich angeschlagenen Warnung nicht durch einen neuen „Gedeckstöd ling“ ersetzt wurde, echte Schwarzwälder Gemüthlichkeit nicht ausgestorben sein könne. —

— Das Referendum. In der „Arena“ schildert Flower die Segnungen des „Referendum“, des verfassungsmäßigen Rechts der Bevölkerung, über alle öffentlichen Angelegenheiten und Einrichtungen auf dem Wege der Abstimmung zu entscheiden. Die Erfolgsfolge dieser Einrichtung, die der Verfasser die Vertörrperung der wahrhaft republikanischen Idee nennt, versucht er an dem Beispiel der kleinen Stadt Brookline, in der Nähe von Boston, zu beweisen. Obwohl diese Stadt nur 17 000 Einwohner hat, ist sie in intellektueller, sanitärer und technischer Beziehung den meisten großen Zentren voraus. Ihre Volksbibliotheken umfassen 50 000 Bände; sie hat freie Bäder und Turnhallen, musterartige „Krippen“ für die Kinder der Armen, zahlreiche vollsthümliche unentgeltliche Kurse zur Ausbildung in Kunst und Wissenschaft, sowie in praktischen Fächern wie Kinder- und Krankenpflege. Nicht minder vortreflich sind die kommunalen Einrichtungen: Kanalisation, Wasserleitung u. s. w. Alle diese Segnungen führt der Verfasser auf das „Referendum“ zurück. Trotz der verhältnismäßig großen Zahl der Bevölkerung machen die Behörden von Brookline es möglich, jeden Vorschlag oder Antrag ein bis zwei Wochen vor der Durchführung in die Hände der Bürger gelangen zu lassen und jedem einzelnen ist Gelegenheit geboten, seine Stimme darüber abzugeben. Die Organisation ist eine so vortrefliche, daß sie bei einer Zahl von 17 000 Einwohnern ebenso prompt und genau funktioniert, wie feinerzeit, wo es sich um ein paar hunderte von Stimmenden handelte. —

Kulturhistorisches.

— Automobilen im Jahre 1650. Bereits in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, also vor 250 Jahren, sah man in Holland einen sich ohne Hilfe von Pferden fortbewegenden Wagen; er gehörte dem Prinzen von Oranien. Dieser Wagen besaß ein Gestell aus viereckigen Segeln und wurde wie ein Schiff dirigirt; der Steufler, also in diesem Fall der Steuermann, saß vorn, um mit einem Leitrade dem Wagen die Richtung zu geben. Nach einer Angabe aus der damaligen Zeit konnte dieses Automobile mit 28 Personen belastet werden und in zwei Stunden die Strecke von Scheveningen bis Putten, 14 Meilen, durchfahren. Die nämlichen Angaben besagen auch, daß die Gesandten von Deutschland, Frankreich, England und Dänemark mit diesem gefüllten Wagen gereist wären, der allgemein Bewunderung erregte. Da inbeß der Wind auf den Fahrwegen ein zu unzuverlässiger Leiter war, so wurde dies Automobile bald aufgegeben und später als Wagen für Pferde umgebaut. —

Archäologisches.

— Ueber die berühmte Venus von Milo ist unter den Archäologen eine Streitfrage aufgeworfen. Der Aufstos des Museums von Saint-Germain, Salomon Reinach, hat in der „Chronique des Arts“ die Hypothese aufgestellt, die Statue stelle nicht die Venus, sondern die Meerergöttin Amphitrite, die Gemahlin des Poseidon, dar. Das

Hauptargument bietet dem französischen Archäologen folgendes: In Milo wurde nicht nur die vermeintliche Venus gefunden, sondern auch eine ebenso große Statue eines Mannes ohne Kopf, die nach einer Inschrift einen Poseidon darstellt. Nur herrscht aber in der Stellung und in der Gewänderdrapirung dieser Statue und der der vermeintlichen Venus von Milo eine unbestreitbare Analogie: Die linke Hand Poseidons hält die Gewandfalten über die Hüften; dieses Gewand umgibt den Unterand des Doros, wie die Hüften selbst. Die Rechte ist oberhalb des Scheitels auf das lange Szepter gestützt. Poseidon hat eine Linksstellung. Die Statue der milonischen Venus hat eine Rechtsstellung und zeigt in der Haltung ihrer rechten Hand, mit der sie das Gewand hält und in dem Gesichtsausdruck eine überraschende Uebereinstimmung mit dem des Poseidon und nichts hindert daran, zu glauben, daß ihre erhobene linke Hand ein Szepter hielt. Es drängt sich daher die Vermuthung auf, daß, wenn ursprünglich die beiden Statuen auch nicht eine Gruppe bildeten, sie dennoch in einer gewissen Entfernung von einander aufgestellt waren und gemeinsam einen Tempel schmückten. Die Statuen des Poseidon und der Amphitrite fanden sich auch an anderen Orten zusammen aufgestellt. Der Ansicht Reinach's nach wurde die Poseidon-Statue um das Jahr 370 v. Chr. geschaffen, zu einer Zeit, wo die Schule des Phidias Skopas und Praxiteles Platz machte. Man müßte also daraus schließen, daß die Schöpfung der Venus oder Amphitrite von Milo in diese Epoche fällt und dies um so mehr, als die Archäologen bis jetzt mit einander nicht übereinstimmen, wann das Kunstwerk geschaffen wurde. Die einen nennen das Jahr 400, die anderen 150 v. Chr. —

Aus dem Thierreiche.

—ss—. Eine neue Seeschlange ist in dem Meere an der Küste von Nord-Vorneo entdeckt worden. Es giebt eine recht große Zahl von Seeschlangen, die sich auf vier verschiedene Gruppen und auf nicht weniger als neun verschiedene Gattungen verteilen. Freilich sind es nicht fabelhafte Ungethüme von der unendlichen Länge, in der die Seeschlangen sich von Zeit zu Zeit durch die Zeitungen wandern, sondern Thiere von mäßiger Größe, die sehr selten über einen Meter lang werden und Längen von über drei Metern nur in vereinzelten Ausnahmefällen erreichen. Die neugefundene Seeschlange, die in den Berichten der Londoner Zoologischen Gesellschaft beschrieben wird und den Namen „Hydrophis Flowert“ erhalten hat, ist von dunkelgrüner bis schwarzlischer Farbe. Ein gelber Streifen zieht sich von Auge zu Auge über die Schnauze, und ähnliche gelbe Streifen sind hinter jedem Auge zu sehen, ferner befinden sich kleine gelbe Zeichnungen auf der Krone, am Halse und am Leibe, aber nicht auf dessen ganzer Ausdehnung. Im Ganzen zählt man 60 gelbe Bänder auf dem Körper der Seeschlange und auf ihrem Schwanz. Die Schlange ist 90 Zentimeter lang, wovon 8 Zentimeter auf den Ruderschwanz fallen. Der Kopf ist sehr klein und der vordere Theil des Körpers überaus dünn, nur etwa ein Drittel so stark wie der Hinterleib. Die Schuppen des Leibes liegen wie Dachziegel übereinander, sind am Halse glatt und am übrigen Körper mit einem kurzen höckerigen Kiel geschnitten. Am nächsten verwandt ist diese Seeschlange, von der im Oktober vorigen Jahres zwei Exemplare gefangen wurden, mit der bekannten Art *Hydrophis mammillaris*, von der sie sich nur durch eine andere Kopfbildung unterscheidet. —

Aus dem Pflanzenleben.

t. Pflanzengeschäfte. In der unter dem Namen *Sphagnum* bekannten Gattung der Torfmoose besitzen fast alle dieser kleinen Pflänzchen die merkwürdige Fähigkeit, ihre Samen gleichsam mit Kanonenschüssen nach außen fortzuschleudern. Die Samentapseln springen, wie schon vor geraumer Zeit beobachtet wurde, mit hörbarem Geräusche auf und streuen durch diese Explosion ihren Inhalt weithin aus. Ueber die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung hat zuerst der russische Botaniker Sergius Nawaschin genaue Untersuchungen gemacht. Beim Vetreten eines Torfmooses hörte er ein Geräusch wie vom Platzen zahlreicher Luftbläschen und sah zu gleicher Zeit röthlichgelbe Staubwölchen vom Boden aufsteigen. Bei näherem Zusehen fand er, daß diese Wölchen von den aufspringenden Samentapseln des Torfmooses herührten, welche dem sich lösenden Beobachter ihren staubigen Inhalt ins Gesicht schleuderten. Es glück dieser Vorgang also durchaus dem Abfeuern eines Geschüzes mit einem Knall und einer Rauchwolke. Diese Eigenthümlichkeit ist nicht nur den unter natürlichen Verhältnissen lebenden Pflanzen eigen, sondern auch noch den aus dem Boden herausgenommenen, für das Herbarium vorbereiteten Pflanzen. Genaue Versuche des genannten Forschers stellten fest, daß das Zerprengen der Samentapseln durch zusammengepreßte Luft erfolgt, und zwar kam der Ueberdruck, der innerhalb einer solchen Samentapsel vor dem Zerprengen derselben herrscht, nach sorgfältiger Berechnung nicht weniger als drei Atmosphären betragen. Die Spannung innerhalb der geschlossenen Kapseln ist nicht in allen Theilen derselben gleich und wirkt derart, daß nur der eigentliche Dedel der Kapsel gesprengt und fortgeschleudert wird. Diese wunderbare Ausrüstung mit Luftgeschützen

besitzt in dem ganzen Pflanzenreiche nur die genannte Gattung *Sphagnum*, und es ist klar, daß die Pflanzen dieser Gattung dadurch ein hervorragendes Mittel besitzen, ihren Samenstaub in verhältnißmäßig großer Umgebung auszustreuen. —

Technisches.

k. Holz wird heute zu den verschiedenartigsten Zwecken verwendet. Alle möglichen Papiere, Leder, Seide, Segel, Gasröhren, Baumwolle werden daraus fabrizirt, ja sogar Kanonenrohre. Die hiernit angefertigten Versuche, die natürlich wieder in Amerika gemacht werden, haben ganz gute Erfolge erzielt. Die Herstellung von Papier aus Holzstoff wie aus Cellulose ist schon alt. Ebenso bekannt dürfte auch die Herstellung von Seide aus Holzcellulose sein. Eine neuere Erfindung sind Holzstoffziegel, die sich durch besondere Leichtigkeit und Elastizität bei einem sehr billigen Preis auszeichnen. Ebenso wird jetzt ein dem natürlichen Leder täuschend ähnliches Celluloseleder hergestellt, das wasserdicht und dauerhaft ist. Schließlich stellte der Amerikaner Mitchell aus Holz auch Baumwolle dar. Das Verfahren ist zwar ein ziemlich komplizirtes; man hat aber recht befriedigende Resultate erzielt. Den aus künstlichen Baumwollensäden gefertigten Stoffen sagt man eine fast ebenso große Dauerhaftigkeit wie wirklichem Baumwollstoff nach. Da der Stoff aber viel billiger ist, ist zu erwarten, daß er der Baumwolle erhebliche Konkurrenz machen wird. —

Humoristisches.

— Er läßt mit sich reden. Unteroffizier (zu einem Rekruten, Schlächterjohn, der gerade eine Kiste von zu Hause erhalten): „Rekrut Müller, ich warf Ihnen da heut' Morgen bei der Uebung so etwas wie 'n Rindvieh an den Kopf. Ganz kann ich es nicht zurücknehmen, aber das Filet können Sie gleich hergeben!“ — („Luft. Bl.“)

— Glänzendes Resultat. Nach der jüngsten Vertheidigungsrede des Rechtsanwalts Pfiffig hat sogar der Staatsanwalt den Angeklagten — mit „Herr“ angeredet! —

— Sie kennt ihn. Frau: „Siehst Du, diesen blauen Hut muß ich haben.“ — Mann: „Aber Schatz, ich denke . . .“ — Frau: „Du denkst? Was ist denn das wieder für eine Gewohnheit.“ — („Megg. Hum. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— Durch Vienenstiche getödtet wurden in Rudow bei Kyritz vier junge Störche. Ausschwardmende Vienen geriethen über die Flugübungen der Thiere in Wuth, fielen über die Störche her und richteten diese derart zu, daß sie nach kurzer Zeit todt im Neste lagen. —

— Die Kreuzottern treten in diesem Sommer in Mecklenburg stark auf. Im Hornwalde bei Eldena wurden zwei Kinder beim Heidelbeerpflücken von Kreuzottern gebissen. Das eine starb, das andere liegt schwer darnieder. —

y. Ein feingekleidetes, dreizehnjähriges Mädchen sprang in Hamburg in die Alster. Sie wurde gerettet. Nach dem Grunde ihrer Lebensmüdigkeit gefragt, gab sie an: Liebesgram! —

— Das 30 Jahre alte Haus eines Kaufmanns in Königszell (Schlesien) ist eingestürzt. Mehrere Personen sind schwer verletzt worden. —

— Beim Königsschießen in Juliusburg (D.-Schl.) wurde der Zieler erschossen. —

— In Frankenholtz brach, wie aus Kaiserslautern berichtet wird, die egyptische Augenkrankheit unter den Grubenarbeitern und Schullindern aus. Die Schulen sind geschlossen. —

— In Preßburg erschof ein Polizeiwach-Korporal seine Geliebte, eine Wittve, und dann sich selbst in deren Wohnung. Er war verheirathet und hatte Familie. —

— In Drüffel wurde wieder ein neuer Bar geschlossen. Es kommen bei der Untersuchung standalöse Vorfälle ans Licht. Eine hochgestellte Persönlichkeit war in dieser Steipe Stammgast. —

— 1521 Personen wurden im Jahre 1897 in dem Pasteur'schen Institut zu Paris der Impfung gegen die Hundswuth unterzogen. Von diesen starben nur acht. Bei 461 Personen bestand allerdings nur der Verdacht auf Tollwuth, bei den übrigen wurde die Erkrankung festgestellt. —

k. In England werden bereits in mehreren Städten kleine elektrische Motoren bis zu 6 Pferdekraften aus gegeben. Die Miete beträgt 10—30 Schilling pro Jahr, die Kosten der Installation des Motors hat der Mieter zu tragen. —

e. s. Auf der russischen Südwestbahn wurde ein Zug von einer Unmenge von Raupen, die die Eisenbahnschienen in einer dicken Schicht bedeckten, aufgehalten. Die Lokomotive zerquetschte einen Theil der Raupen, wodurch das Geleise so schlüpfrig wurde, daß es zur Unmöglichkeit wurde, den Zug vorwärts zu bewegen; das Geleise mußte erst gründlich gesäubert werden, bevor der Zug weiterfahren konnte. —

— Die kanadische Regierung hat dem bekannten Yukonfluß, der das Klondykegebiet in nördlicher Richtung durchströmt, den Namen Nordenskiöld-Fluß gegeben. —